

Fahrt in die Freiheit [Fortsetzung]

Autor(en): **Ryser, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 3

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634427>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

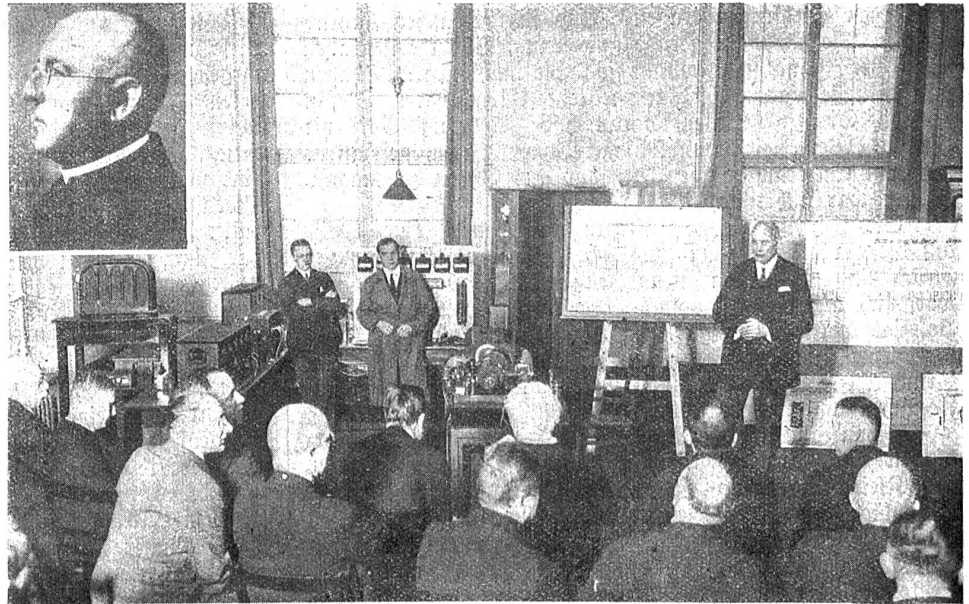
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

in den Straßen Kantons? Dies alles scheint heute im Bereiche des Möglichen zu liegen.

Die Vorstufe dieser Entwicklung ist bereits erreicht. Man kann nach dem Verfahren des deutschen Professors Arthur Korn drahtlos Bilder über-telegraphieren, die Entfernung spielt hier keine Rolle. Korn arbeitet mit Stromstäben, deren Stärke den Tönungen eines Rasterbildes entsprechen. Die verschiedenen Helligkeitswerte werden in Buchstaben umge-
setzt, die in der Reihen-anordnung, die den Rasterpunkten auf dem zu übertragenden Bilde entspricht, über-telegraphiert werden. Wird nun diese Reihe in der umgekehrten Reihe am Fernort in Lichtwirkung umge-
setzt und diese wieder in Punkte, so entsteht das Bild, das zu übertragen war. Die Methode macht rasche Vervollkommnungen durch. Bereits werden ganze Schriftstücke auf diese Weise über-telegraphiert, so daß der Empfänger des Telegramms in einem richtigen schriftlichen Verkehr ohne das Zwischenglied der Morseschrift mit dem Absender steht. Die Bild-telegraphie scheint berufen zu sein, im diplomatischen und kriminellen Verkehr, wo es sich um schnellste Uebertragung authentischer Dokumente handelt, eine wichtige Rolle zu spielen.



Am 1. Dezember 1927 fand die Eröffnung des Bildtelegraphieverkehrs zwischen Berlin und Wien statt. Unser Bild zeigt den Aufgaberaum in Berlin während der Eröffnungsfeier. Oben links: Das telegraphisch übermittelte Bild des österreichischen Bundeskanzlers Dr. Seipel.

Fahrt in die Freiheit.

Novelle von Hermann Ryser.

3

Stefan ging nun hinüber, fand aber statt Josefine nur deren Mutter vor. Wie sich das nun schlecht traf! Er konnte doch nicht morgen schon wieder ein Brot kaufen, wo ihm ein Zweifpfänder bisher nahezu eine volle Woche aus-
gelangt! Das wäre nicht allein eine unverantwortliche Verschwendung gewesen, sondern auch ein auffälliges Tun. Doch die Mutter zeigte sich bei seinem Eintreten genau so verblüfft, wie er es von ihrer Tochter erwartet hätte, grüßte ihn viel freundlicher als sonst und meinte, Josefine würde gleich zurückkommen. Stefan wurde bei diesem warmen Empfang ganz sonderbar zumute, war er es doch gewohnt, von allen Anwohnern der Straße nur mit feindseligen Blicken beehrt zu werden.

„Ich freue mich, Herr Alhart“, wandte sich die Bäckerin an Stefan, „daß Sie mit den Gewohnheiten Ihres Vaters gebrochen haben. Sie müssen es mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen sage, daß es keinen guten Eindruck macht, wenn ein Geschäftsmann in zerrissenen Kleidern herumgeht. Ihr Vater tat das zwar immer, aber er war schon zu alt, um sich anders zu gewöhnen. Sie sollten auch wieder Ihre große Wohnung beziehen, denn ich nehme an, daß Sie doch bald heiraten werden. Eine Frau tut jedem Haushalt und jedem Geschäft not. Mein seliger Mann war immer für frühes Heiraten eingenommen und ich nicht minder.“

Dann kam Josefine angehüpft und brach bei Stefans Anblick in fröhliches Lachen aus. Sie nahm den schmunzelnden Jüngling beim Arm, drehte ihn rundherum und stellte die Nachschau erst ein, als die Mutter ärgerlich Einhalt gebot. Josefine ließ sich aber nicht nehmen, Stefan zu seiner Verwandlung begeistert zu beglückwünschen.

„Ich kenne Sie ja kaum mehr, Herr Alhart“, sagte sie, „sogar der Bart ist weg! Nun werden die heiratslustigen Damen in Scharen Ihren Federladen belagern kommen.“

Nur mit Ihrer Krawatte stimmt etwas nicht, das dürfen Sie mir ruhig glauben. Würgt Sie denn das Ding nicht?“

Nein, es würgte ihn nicht, aber ihm war sonst etwas unbehaglich geworden, weil er glaubte, herausgefühlt zu haben, Josefine mache sich über ihn lustig. Der aufsteigende Unmut verschwand jedoch sofort, als ihn die Bäckerleute zum Abendessen einluden. Nachher saßen die drei noch eine ganze Weile beisammen und Stefan brach schließlich die Sitzung bloß ab, weil durchweg von Dingen gesprochen wurde, von denen er nichts verstand. Höchstens daß ihn die lustige Josefine zwischendurch ab und zu seiner Krawatte wegen gehänselt hatte. Aber er wollte es ihr nicht nachtragen, denn Stefans Gefallen an der Kleinen war erheblich gestiegen.

Es war für ihn in jeder Hinsicht verlockend, Josefine als Frau ins Haus zu bekommen. Gerade sie schien ihm die Rechte zu sein. Und sie zu bekommen, würde angesichts der Zutunlichkeit der Bäckerin nicht besondere Schwierigkeiten bieten. Sobald wie nur möglich wollte er nun Josefine ganz lachend fragen, wie sie sich zu der frohen Aussicht, den Alhart'schen Namen zu tragen, verhalte. Er konnte dann immer noch nach Belieben tun.

Die Gelegenheit, sich zu vergewissern, ergab sich gleich am andern Morgen. Stefan hatte sich wieder fein gemacht und stand in der Laube draußen auf dem Ausguck. Eine gute Viertelstunde lang mußte er nun vorerst zusehen, wie sich seine Auserwählte mit dem Bananenkerl netzte. Dann kam sie unvermittelt angehuscht. Und Stefan brauchte seine kitzlige Frage gar nicht einmal zu stellen, weil Josefine ganz von selbst auf sie zu sprechen kam. Es schien ihm nachgerade, als wären die beiden Frauenzimmer völlig darauf veressen, die Bäckerei mit dem Ledergeschäft ehelich aneinander zu kitten. Aber Stefans Schlüsse erwiesen sich diesmal als trügerisch.

„Ich wette, Sie wälzen Heiratsgedanken“, lachte ihn Josefine an, „ich nämlich auch. In zwei Monaten kommt mein Zukünftiger aus England zurück und dann verloben wir uns gleich — — — aber was ist denn mit Ihnen los? Sie sind ja freidebleich! Sie sehen jetzt noch schlechter aus als wie Sie den schönen Bart noch trugen!“

„Sie wollen nicht mich?“ ächzte Stefan und griff das Mädel roh am Handgelenk, daß sie heulen mußte.

„Was? Ich Sie? Ist Ihnen der Verstand verrückt? Glauben Sie etwa, ich sei närrisch geworden, weil Sie

jetzt einen Stehkragen tragen? Und sich gewaschen haben? Meinen Sie, ich wäre gerade gut genug, Ihren Lederladen zu wischen? Und ein Grobian sind Sie auch noch und haben mir beinahe das Gelenk ausgedreht. Nein, Herr Stefan Uhart, Sie zu heiraten, daran habe ich weiß Gott nie gedacht. Wenn wir freundlich mit Ihnen waren, geschah es nur, um einen anständigen Nachbar aus Ihnen zu machen. Weiter war nichts dabei!"

Sie ließ ihn stehen. Stefan starrte noch eine Weile auf die Gasse hinaus und zog sich hierauf in seine Kammer zurück. Riß sich all das neue Zeug erbittert vom Leib und warf sich auf den Strohsack. Der kurze Traum war aus. Josefina wollte nichts mit dem nach Leder riechenden Nachbar gemein haben, hatte ihn bloß von seinen bisherigen Grundstücken abbringen und zu einem ganz gewöhnlichen Menschen umkrepeln wollen!

Schon am andern Tag war das Erlebnis am Verblaffen und Stefan hüllte sich wieder in seine Lumpen. Die Kleine da nebenan sollte nicht etwa glauben, daß ihre Ratschläge nachwirkend seien. Wochte sie heiraten wen sie wollte, er, Stefan Uhart, aufgewachsen in der harten Schule des Entfagens, würde ihr ganz gewiß nicht nachplärren. Er konnte sich beherrschen. Kein Mensch würde ihn hindern, sich in Zukunft wieder an seine alten Lebensregeln zu halten und er schwor sich, nicht mehr davon abzuweichen, auch wenn ihn die ganze Einwohnerschaft in Acht und Bann tät. Und eines war ihm besonders klar: Auf die Freite würde er nicht mehr gehen und die da nebenan sollten keine Gelegenheit mehr finden, ihn eines Stehkragens wegen zu verispotten.

Nicht lange dauerte es, da waren seine Auslagefenster genau wieder so trüb und schmutzig wie früher. Und Stefan zeigte sich nicht einmal mehr für Augenblicke vor seiner Behausung. Auch ließ er sich selbstverständlich wieder den Bart stehen. Alle Beforgungen mußte der jüngste Geselle übernehmen, wobei ihm Stefan einschärft, das Brot weit unten in der Stadt zu kaufen. Der junge Mann war wieder so fleißig wie vordem, raderte und frachtete zusammen, wo und wie es nur ging. Nirgends fühlte er sich wohler und geborgener als in der ekelhaften Stidluft seines Hauses. Und die gleiche Ledersele, die schon seinen Vater ausgezeichnet, war jetzt auch ihm eigen.

So gingen die Jahre hin. Stefan wurde dreißig und sah aus wie ein Fünziger. Frische und Munterkeit waren zwar nie seine Sache gewesen, aber für einen jungen Mann sah er doch wohl schon ziemlich greisenhaft aus. Haupt- und Barthaar waren stark verfilzt und grau durchseht, die Gesichtshaut schlaff und farblos und die stehenden Augen tief eingefunken. Nur seine Arbeitskraft schien ungebrochen.

Aber trotz all seiner Unrast stieg ihm von Zeit zu Zeit die Erinnerung an die hübsche lustige Josefina auf. Stefan wußte, daß sie längst verheiratet und aus der Stadt weggezogen war, nachdem die Bäderei nebenan einem andern Gewerbe Platz gemacht. Er hatte zwar nicht die geringste Ursache, anzunehmen, daß Josefina ihn einmal besuchen würde und doch redete sich Stefan zuweilen ein, sie werde eines Tages auftauchen und nach ihm sehen.

Aber er konnte lange warten, denn bis zu seinem fünfzigsten Geburtstage erwies sich jedenfalls seine kleine Hoffnung als trügerisch. Auf diesen Tag hatte Stefan nun allen Ernstes beabsichtigt, sich vom Geschäft zurückzuziehen und das zu werden, wozu sein Vater keine Zeit mehr gehabt, nämlich ein freier Mann. Sein Ziel, das väterliche Erbe zu verdoppeln, war längst erreicht. Aber gerade als Stefan die Vorbereitungen zum Verkauf seines Geschäftes an die Hand nehmen wollte, kam der große Krieg, der die Welt auseinander riß. Als unmittelbar nach den ersten Feindseligkeiten die Lederpreise in die Höhe schnellten, schien es Stefan klüger, noch ein Weilchen auf die Freiheit zu verzichten. Er besaß in Geldfragen eine wunderbar feine Witterung, die sich auch diesmal glänzend bewähren sollte. Schon bei erhöhten Ansätzen kaufte er große Lederbestände ein,

hielt sie zurück und veräußerte sie später mit Riesengewinnen. Diese neue leichte Art des Geldverdienens ließ bald die vorgesehene Geschäftsaufgabe gänzlich in den Hintergrund treten. Denn wenn einer überhaupt, dann war es ganz sicher Stefan, der das richtige Zeug zum Schieber in sich hatte. Nur daß er nicht auf großem Fuße lebte, sondern seine schmutzige, stumpfsinnige Beschaulichkeit in Ehren hielt. Allerdings, beim Kriegsende, das nahm er sich fest vor, wollte er dann wirklich Schluß machen, aber bis dahin war nicht daran zu denken.

Vier lange Kriegsjahre floß ihm das Geld in Strömen zu und als der lahme faule Frieden über die Erde schlich, rüstete endlich auch Stefan zum Rückzug. In der einsetzenden Häuserhaufe schlug er sein Geschäftshaus mit hohem Gewinn los und behielt sich bloß für längere Zeit das Wohnrecht in seinem bisherigen Schmutzloch vor. Aber die Gelegenheiten zu weitem glänzenden Geschäften zeigten sich jetzt derart üppig, daß Stefan der Verlodung nicht zu widerstehen vermochte. Noch zwei volle Jahre widmete er sich dem einträglichen Grundstückhandel und er verließ seine Bodenkammer nicht eher, als bis er sich des Gliederziehens wegen kaum mehr von der Stelle rühren konnte. Er war mittlerweile siebenundfünfzig Jahre alt und ein steinreicher Mann geworden, wurde aber allenthalben für einen Siebziger gehalten.

Ein kleines Häuschen, das er einmal so nebenbei erstanden, wurde der Ausgangspunkt, von dem aus er trachtete, als freier Mann in die Welt zu treten. Zunächst galt es aber, gesund zu werden und dazu mußte er zum ersten Male in seinem Leben nach ärztlicher Hilfe rufen. Es war aber auch höchste Zeit, denn der Befund lautete nichts weniger als ermutigend. Vor allem litt Stefan an starker Unter- nährung, erschreckender Blutarmut, Herzschwäche und Gelenkentzündungen, aber er weigerte sich standhaft, in ein Krankenhaus umzuziehen. Nur zur Anstellung einer tüchtigen Wirtschaftlerin und einer Pflegeschwester konnte ihn der Arzt mit Mühe überreden, denn Stefan glaubte sich lange nicht so schlimm dran, wie ihm der Arzt auseinander- legte.

Nur der hingebenden Pflege und Fürsorge hatte es der alte Mann zu danken, daß er nach Monaten wieder auf die Beine kam. Nun konnte er daran denken, seine Freiheit zu genießen. Vorerst besichtigte er einmal die Stadt gründlich, die ihm in all den vielen Jahren völlig fremd geblieben. Dann dehnte er seine Gänge aus und kummelte sich durch Wald und Feld. Obwohl ihm das Bummeln in freier Natur gut bekam, war es nicht ein fröhliches Wandern, konnte er doch das quälende Gefühl des Verlassenseins nicht los werden. Zwar traf Stefan auf seinen Gängen oft ältere Herren, die sich der freien Natur auch erst mit dem Erfinden des Wochenendes erinnert und die Freiheit ihrer besten Jahre den Vereinen und Stammtischen geopfert hatten. Aber sie fühlten sich nicht verlassen, es waren zumeist Leute, die ihren Untergrund mitten im Volke gefunden und Familie und Freunde besaßen. Das war aber bei Stefan nicht der Fall. Er stand ganz allein.

Wie oft spürte er ein heftiges Verlangen, Kinder um sich zu sehen, mit ihnen zu spielen und sie mit allerhand Kleinigkeiten zu erfreuen! Aber die Kleinen nahmen zumeist vor ihm Reißaus, umgingen ihn in großen Bogen oder versteckten sich gar. Das war für Stefan eine bittere Feststellung. Fast sechzig Jahre alt hatte er nun werden müssen, bis ihm zu dämmern begann, daß es Dinge gab, deren er mit all seinem Geld nicht mehr habhaft werden konnte. Das trat ihm jetzt immer so recht peinigend ins Bewußtsein, wenn er glücklichen Ehepaaren mit lachenden Kindern begegnete. Dieses Glück, das hatte er in seiner verruchten Nartheit gründlich verpaßt, seine Jugend und Manneskraft war leer und nutzlos geblieben. Kein Mensch war jetzt um ihn, der sich seiner wirklich mit innerer Zuneigung angenommen hätte, denn alles, was sich ihm an neuen Bekannten näherte, wollte nur sein Geld, nicht ihn. (Fortf. folgt.)